

Bild der alten Tostedter Kirche deutlich. Das ist es auch, was die besondere Qualität dieser Publikation ausmacht: die komplette Vorlage aller Funde und Befunde, deren ausführliche Interpretation sowie die Heranziehung aller bis in die jüngste Zeit hineinreichender Archivalien und Realien, deren gemeinsame Betrachtung ein viele Facetten umfassendes Stück norddeutscher Kirchengeschichte vor Augen führt.

Schleswig

Hartwig Lüdtkke

Hartwig LÜDTKE, *Die mittelalterliche Keramik von Schleswig. Ausgrabung Schild 1971–1975.* — Ausgrabungen in Schleswig, Berichte und Studien 4. Hrsg. v. Volker VOGEL. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1985. 163 Seiten mit 68 Abbildungen und 2 Listen, dazu 56 Tabellen (davon 4 auf Faltafel) und 41 Tafeln (davon 1 farbig auf Faltafeln). Broschiert 70,— DM.

Vorliegende Arbeit entstand unter den günstigen Bedingungen des durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sonderforschungsbereiches 17 (Skandinavien- und Ostseeforschung) der Universität Kiel, über die der Einsatz von Personal für zeichnerische sowie photographische Dokumentation und nicht zuletzt der Nutzung von EDV zur Rationalisierung von Erfassung, Sortieren und Auswertung möglich war.

Es besticht die klare Gliederung der Arbeit, die einfache übersichtliche Ansprache der Keramik (vgl. S. 20 f. Abb. 7) mit der synoptischen Gegenüberstellung zu anderen Terminologiesystemen für mittelalterliche Keramik.

Die Bezeichnungen der Waren zeigt enge Verbindungen zu der im genannten Sonderforschungsbereich erarbeiteten Rahmenterminologie (Archäologisches Korrespondenzblatt 14, 1984, 417 ff.), an der Verf. nicht unwesentlich beteiligt war. Unter „weiche(r) Grauware“ wird insbesondere die „ältere Kugeltopfkeramik“ entsprechend der Hauptgruppe der Haithabuer Keramik nach HÜBENER verstanden. Harte Grauware entspricht der sog. blaugrauen Ware bzw. der grautoniernen Irdenware nach STEPAN.

Die Keramik selber wurde derart EDV-gerecht erfaßt, daß sie sich mit Hilfe von Sortierprogrammen stratigraphisch bzw. merkmalsweise ordnen ließ. Daß dies unter gezielten Fragestellungen geschah, ist schon den ersten Seiten anzumerken. Dort wird schon ein wichtiges Ergebnis bekanntgegeben: Die prozentualen Anteile der einzelnen Warenarten an der Gesamtmenge der Scherben nach Scherbenanzahl einerseits und Gewicht andererseits weichen höchstens 1 % voneinander ab. Magerungsfractionen sind gemäß der geologischen Einteilung ermittelt (sehr fein bis 0,2 mm, fein 0,2–0,63 mm, mittel 0,63–2,0 mm, grob mehr als 2,0 mm), ein Verfahren, das man auch in Zukunft beibehalten sollte. Die Mohs'sche Härteskala diente als grober Anhalt zur Feststellung der Scherbenhärte im Stichprobenverfahren.

Nach ausführlicher Schilderung des Aufnahme- und Auswertungsverfahrens folgt eine Enttäuschung, die nicht dem Autor anzulasten ist. Wie allen Bearbeitern mittelalterlicher Keramik bekannt, ist es schwer, einzelne mittelalterliche Scherben, aber auch Scherbenkomplexe absolutchronologisch genauer einzuordnen. Verf. kommt sogar zu der Ansicht, daß man nur in Zeitabschnitten von 100 Jahren denken könne. Wer z. Z. die Diskussion über die Chronologie der südniedersächsischen Keramik verfolgt, findet dort eine durchaus andere Auffassung. Nun kommt in Südniedersachsen hinzu, daß hier die Innovationswellen des 12./13. Jahrhunderts in der Entwicklung der mittelalterlichen Keramik wohl deutlicher zu fassen sind. Doch stellt

sich auch die Frage, ob es möglicherweise an den Grabungsmethoden liegt, da die Keramik nicht nach natürlichen, sondern nach „künstlichen“ Schichten (Abträgen) aufgesammelt wurde (vgl. S. 15). LÜDTKE versucht nun auf andere Weise das Material stratigraphisch-absolutchronologisch zu gliedern. Er sucht innerhalb der einzelnen Grabungsfelder Zeitmarken, die er in die Schichtentabelle (Tab. 1 u. 2) einträgt. Dafür eignen sich besonders dendrochronologisch untersuchte Holzproben. Daten für die Zeit um 1100 sind reichlich vertreten, so daß die graphische Interpolation einer 1100-Isochrone vertretbar ist. Dort, wo absolutchronologische Daten für diese Zeit nicht vorliegen, wird die Isochrone entlang des ersten Auftretens bestimmter Merkmale (Warenarten, Randformen usw.) gezogen: Die Zeit „um 1200“ wird durch das Auftreten der glasierten roten Irdenware bezeichnet, die „um 1280“-Isochrone durch das Einsetzen des rotengobierten Steinzeuges. Da es sich um Importwaren handelt, wird gleichzeitig der Beginn der Einfuhr nach Schleswig bestimmt. Hierfür sind absolutchronologisch gut abgestützte Funde aus Dänemark und Lübeck, aber auch aus dem Weserbergland, herangezogen worden.

Doch sollte man bei den absolutchronologisch münzdatierten Funden aus Höxter beachten, daß die Produktionszentren rotengobierten Steinzeuges hier recht nahe liegen und die südniedersächsische Forschung mit dem Auftreten dieser Ware schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts rechnet, im Rheinland sogar schon im 1. Viertel des 13. Jahrhunderts. Abgestützt wird die zeitliche Einteilung LÜDTKES durch weitere dendrochronologische Daten und eine Reihe von Münzfunden innerhalb der Schleswiger Stratigraphie.

Es folgt dann die Abhandlung über die einzelnen Warenarten:

Weiche Grauware, Kugeltöpfe, selten Lampen, 11./12. Jahrhundert. Es lassen sich nur gewisse Randformen eindeutig dem 12. Jahrhundert zuweisen. Terminologisch leicht verwirrend wird der Farbton der Scherben als meist schwarz oder sogar dunkelbraun, selten als beige angegeben. — Harte Grauware, Kugeltöpfe, ab 13. Jahrhundert, Kannen, Schüsseln. Randformen ließen sich in der Regel „säuberlich“ chronologisch nicht trennen, jedoch sind gewisse Trends im Zeitablauf zu beobachten. Ablösung der weichen Grauware durch die harte im 12. Jahrhundert, vereinzelt Auftauchen im 11. Jahrhundert. Bis in die Schichten des 14. Jahrhunderts vorhanden. Riefenzier allgemein ab 13. Jahrhundert. — Ostseeware, 11./12. Jahrhundert. — Glasierte rote Irdenware, ab um 1200, plastische Verzierungen vornehmlich 13. Jahrhundert. In der Masse einheimische Produktion, wobei Verf. den Nachweis des von ihm postulierten Töpfereizentrums in Schleswig noch schuldig bleiben muß. Verbreitungsgebiete ähnlicher Waren des 13. Jahrhunderts: Südwestfrankreich bis Skandinavien. — Rote Irdenware, 13./14. Jahrhundert, Kugeltöpfe, Kannen. — Pingsdorfer Ware (Ware vom Pingsdorf-Typ), 11./12. Jahrhundert, Amphoren, engmundige kleine Gefäße. Weiße Variante 11. Jahrhundert, gelbe Variante mit roter Bemalung 12. Jahrhundert. Herkunft: Rheinlande, kaum Südniedersachsen. — Paffrather Ware, ausgehendes 11. bis Anfang 13. Jahrhundert, Kugeltöpfe. — Andenne Ware, wenig im 11., vor allem im 12. Jahrhundert. — Rouen Ware, rot-gelb glasierte Variante nach 1280, grün glasierte Variante 13. Jahrhundert. — Englische Ware, 13. Jahrhundert. — Olives Steinzeug, 13. Jahrhundert, Herkunft: wohl Rheinland. — Rotengobiertes Faststeinzeug, löst olives Faststeinzeug Ende des 13. Jahrhunderts ab. Herkunft womöglich Südniedersachsen.

Das voll entwickelte Siegburger Steinzeug fehlt überraschenderweise. Inzwischen ist es allgemein bekannt, daß an vielen Fundorten Norddeutschlands um 1300 oder kurz danach ein Siegburger Importstrom einsetzt. Auch für Amsterdam trifft das zu, wie Verf. anmerkt. Reicht die Erklärung für das Fehlen Siegburger Steinzeuges in den Schleswiger Schichten aus, nämlich daß die Stadt zu dieser Zeit ihre überregionale Deutung verloren habe? Oder rücken die Funde oberhalb der Isochrone um 1280 (also die des späten 13. und 14.) alle in Richtung auf den Anfang des 14. Jahrhunderts?

Das nächste Kapitel ist mit „*Funktion und Menge keramischer Gefäße im mittelalterlichen Schleswiger Haushalt*“ überschrieben (S. 71 ff.). Verf. unterscheidet vier Funktionstypen, Topf (in der Regel Kugeltopf), Kanne, Schüssel und Lampe. Unter dem Begriff bzw. „*Funktionstyp*“ Kanne werden sowohl hochhalsige Gießgefäße mit oder ohne Ausgußvorrichtung (Schneppes oder Tülle) eingeordnet. Danach werden die Methoden geschildert, wie die Mindestindividuenzahl der Keramikgefäße nach statistischen Verfahren ermittelt wurde. Aus der anthropologischen und paläozoologischen Forschung ist diese Vorgehensweise nicht fremd. Verf. stellt aber selber fest, daß er hier methodisches Neuland betritt, das durchaus seine Unwegbarkeiten habe. Für die Untersuchung der Lebensdauer von Keramikgefäßen zieht er völkerkundliche Parallelen zurate. Zur Feststellung des Keramikgeschirrbestandes eines Haushaltes innerhalb der durch den Befund bestimmten Zeitabschnitte 11./12. Jahrhundert bzw. 13./14. Jahrhundert kann er auf die Grabungsausschnitte und die dort erfaßten Hauseinheiten verweisen. Folgt man seinen Ausführungen, so kann man das zahlenmäßig starke Anwachsen der Keramikensembles in der Zeit zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert anhand der Grafiken und Tabellen gut ablesen. Der Kugeltopf ist vom 11. bis zum 14. Jahrhundert der bestimmende Gefäßtypus. Die Lampe verschwindet schon im 12. Jahrhundert. Dafür treten ab dem 13. Jahrhundert Schüsseln und Kannen vermehrt auf. Weitere Einzeluntersuchungen beschäftigen sich mit der Herstellung der einheimischen Keramik. Hierbei wird insbesondere auf die Herstellung des Kugeltopfes eingegangen (S. 92 ff.). Verf. kommt zu dem Ergebnis, daß „*der obere Teil des Gefäßes scheibengedreht, der untere Teil handgeformt ist, der Kontaktbereich beider Gefäße Ton- und Werkzeug- oder Finger Spuren aufweist und die Gefäßwand in diesem Bereich häufig verdickt ist . . .*“ LÜDTKE kommt dabei zu dem Ergebnis, daß ein separat scheibengedrehter Gefäßrand auf ein handgemachtes Gefäßunterteil aufmontiert worden sei, wobei diese Montage mit Hilfe von Fingerdruck oder Werkzeugen entsprechende Spuren hinterlassen habe (S. 93, 101).

Dagegen stellt H.-J. STOLL (Zeitschrift für Archäologie 14, 1980, 61 ff.) bei Magdeburger Gefäßen fest, daß die Gestaltung des Unterteils der Kugelbodenkeramik erst nach Formung auf der Scheibe erfolgt sei. Ähnliche Ergebnisse liegen auch aus Braunschweig vor (H. W. HENNECKE u. I. HUISMANN, in: H. RÖTTING, *Stadtarchäologie in Braunschweig*, Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3, Hameln 1985, 260 ff., insbesondere Bild 7 mit Hinweis auf die Entstehung der Fingerabdrücke an der Schulterinnenseite).

Die schnellaufende Drehscheibe setzt in Schleswig um 1200 ein. Doch gibt es auch noch im 13. Jahrhundert handgemachte Gefäße, wobei die Kugeltopfproduktion ihre oben genannten Eigenheiten zeigt.

Auf S. 119 ff. folgen Überlegungen über den Import von Keramiken und damit die Beziehungen Schleswigs zu den Töpfereizentren. Dabei ist es ein Ziel des Verfassers gewesen, gewisse „*Keramikprovinzen*“ herauszuarbeiten, denen die Stadt Schleswig aufgrund der Kartierung bestimmter keramischer Phänomene — etwa der Warenarten — zuzuordnen ist. Für das 11. und 12. Jahrhundert sind rheinische Importe maßgebend, im 13. Jahrhundert treten englische und französische Waren hinzu, während sich der Schwerpunkt im 14. Jahrhundert auf Südniedersachsen (rotengobiertes Faststeinzeug) verlagert.

Abgesehen von den einzelnen Stücken schließen sich im 11./12. Jahrhundert die pingsdorfartigen Waren (Verbreitung Nordsee/Rhein-Weserflußgebiet) und die Ostseeware (Verbreitung Ostseeraum) verbreitungsmäßig im wesentlichen aus. Die bleiglasierte Irdenware des 13./14. Jahrhunderts ist küstenbezogen und im südkandinavischen Raum verbreitet, während das Faststeinzeug dieser Zeit mit Ausnahme Frankreichs und Englands diese Gebiete von Süden her ebenfalls erreicht (S. 122 ff.).

Aus den genannten Ergebnissen zieht Verf. Schlüsse für die Bedeutung Schleswigs als Handelszentrum. Gemessen am Keramikimport ist diese im 11./12. Jahrhundert am größten und nimmt

danach stark ab. Im 11./12. Jahrhundert liegt Schleswig an der Grenze der beiden genannten großen Keramikkreise, was die Bedeutung Schleswigs als Bindeglied zwischen Westen und Ostseeraum in Nachfolge Haithabus unterstreicht.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich folgerichtig mit der „*Ablösung Haithabus durch Schleswig im Spiegel der Keramik*“ (S. 131 ff.). Verf. geht dabei von der These W. HÜBENERS aus, daß Haithabu noch weit nach der Mitte des 11. Jahrhunderts existiert habe. In Erweiterung dieses Gedankenganges nimmt die jüngere historische und archäologische Forschung eine allmähliche Ablösung Haithabus durch Schleswig mit zeitlicher Überlappung an. Die Zerstörungsdaten von Haithabu 1050 bzw. 1066 dürften sich demnach nicht in den Funden widerspiegeln.

Nach eingehender Diskussion der Keramik des 11. Jahrhunderts aus Schleswig und Haithabu kommt Verf. trotz der Unmöglichkeit, genauer als 100 Jahre zu datieren, zu der Aussage, daß beide Siedlungen im 11. Jahrhundert nebeneinander bestanden haben müssen. Dies Ergebnis ist weniger mit Hilfe der Statistik möglich gewesen, sondern durch die konventionelle Einzelanalyse verschiedener Gefäß- und Randformen, für die absolutchronologisch genauere Hinweise vorliegen. Hierdurch rückt Haithabus Besiedlung ohne Mühe bis in die Zeit um 1100, während diejenige Schleswigs in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts einsetzt. Diese Aussagen werden insbesondere durch die Numismatik gestützt, die herrschende Meinung also modifizierend bestätigt.

Die Unschärfe bei der Datierung der Keramik wird wohl nicht überall Akzeptanz finden wollen. Ein Ausweg hat der Autor methodisch aufgezeigt (er wird auch anderenorts gegangen): Es müssen innerhalb der Straten das erstmalige (oder letztmalige) Auftreten von datierbaren Merkmalen (Waren, Gefäß- und Randformen) und von Importströmen erkannt und absolutchronologisch bestimmt werden. Dazu treten, häufig entscheidend, dendrochronologische Daten, Münzen usw. Die sorgfältige Aufmachung und redaktionelle Betreuung ist auch für dieses Buch aus dem Sonderforschungsbereich 17 der Universität Kiel kennzeichnend. Wer weiß, welche Vorarbeit Autoren, Grafiker und Redaktion vor Druck leisten, darf trotzdem über den etwas hohen Preis erstaunt sein.

Das Buch wird Stoff für weitere methodische Diskussionen geben, z. B. über die Chronologie der Keramik (ausgenommen die unstrittigen Festpunkte) und die statistischen Methoden zur Ermittlung des umlaufenden bzw. vorhanden gewesenen Geschirrs pro Haushalt (Anzahl und Lebensdauer). Als vorläufig abgeschlossen darf aus archäologischer Sicht die Diskussion über die Ablösung Haithabus durch Schleswig gelten. Sowohl dem Autor als auch allen, die an der Herstellung des Buches mitgewirkt haben, ist an dieser Stelle für die solide geleistete Arbeit zu danken.

Hannover

Hans-Wilhelm Heine